Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 12

Artikel: Die Auswanderung nach Südamerika
Autor: Heeb, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-328458

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das schafft ihm Uebergewinne, die sich in der letzten Zeit sichtbar (und in ebenso vielen Fällen unsichtbar) in neuen Erwerbungen ausgedrückt haben. Zweitens aber ist diese Erwerbung des Barmer Bankvereins symptomatisch für das Verhältnis zwischen Industrie- und Bankkapital. Die Industrie löst sich von der Herrschaft der Banken ab. Sie war bisher schon in vielen Fällen unabhängig von den Banken und beginnt jetzt im Falle des Stinneskonzerns sich die Banken unterzuordnen.

Zunächst sind die Erwerbungen des großen Mammutkonzerns ein Zeichen der Stärke. Aber vielleicht weisen sie auch in eine spätere Zeit (um allen Eventualitäten gewachsen zu sein), und sieht die Schwierigkeit des Finanzierungsgeschäftes für Zeiten voraus, in denen wir wieder normale Währungsverhältnisse haben. Auf alle Fälle aber wächst die Bedeutung des Industriekapitals gegenüber dem Bankkapital. Der von Antisemiten und Nationalsozialisten konstruierte Gegensatz zwischen dem „schaffenden" und dem „raffenden" Kapital ist zum mindesten nicht mehr zeitgemäß. Herr Stinnes hat die bemerkenswerte Synthese aus schaffendem und raffendem Kapital hergestellt. Das trifft nicht nur organisatorisch zu, sondern auch in seinen persönlichen Beziehungen; die Freundschaft der Kohlenherren aus Westfalen mit dem Effektengroßhändler Castiglione ist ein Ausdruck dafür.

Die Auswanderung nach Südamerika.

Von Friedrich Heeb.

In der Märznummer dieser Zeitschrift habe ich mich mit Kanada als Auswanderungsland beschäftigt und darauf hingewiesen, welches Los jener schweizerischen Industrieproletarier wartet, die nach Meinung der Herren Schultheß zur Entlastung des schweizerischen Arbeitsmarktes oder vielmehr zur Entlastung des Portemonnaies der Bourgeoisie von den Pflichten der Arbeitslosenunterstützung in die Prärien und Urwälder des nördlichsten Länderstriches im amerikanischen Erdteil abgeschoben werden sollen. Heute will ich versuchen, über die geographischen, wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse der südamerikanischen Auswandererstaaten einigen näheren Aufschluß zu geben. Die Staaten Südamerikas gelten ja allgemein als vielverheißende Länder der Zukunft, die imstande seien, noch viele Millionen europäischer Emigranten aufzunehmen. Bereits war auch in offiziellen oder offiziösen Auslassungen schweizerischer Bourgeoisblätter davon die Rede, daß neben Kanada diese Staaten als Ansiedlerterritorien für den schweizerischen „Bevölkerungsüberschuß" in Frage kämen.

Zunächst einige statistische Angaben über die Verteilung der schweizerischen Auswanderer auf die verschiedenen Länder. Im Jahre 1921 wanderten aus der Schweiz insgesamt 7129 Personen aus gegen 9276 im Jahre 1920. Von diesen 7129 wandten sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika 637, nach Argentinien 637, Bra-

filien 496, Kanada 261, Australien 85, Uruguay 48, Mexiko 39, Venezuela 31, Chile 26, Zentralamerika 21, Peru 17, Panama 15, Columbia 5, Afrika 328, Asien 209. Weit über die Hälfte der schweizerischen Auswanderer gingen also nach der nordamerikanischen Union, wo sie sicherlich mit seltenen Ausnahmen nicht als Farmer, sondern als Arbeiter oder Angestellte in der Industrie, in den freien Berufen usw. ihren Lebensunterhalt suchten. Nach den sämtlichen südamerikanischen Staaten dagegen, wo in der Regel dem europäischen Auswanderer das Los des Farmers oder Landarbeiters beschieden ist, wandten sich total 1260 Personen. Von den Ausgewanderten des Jahres 1921 waren 4340 männlichen und 2789 weiblichen Geschlechts. Von den Männern waren ledig 3218, von den Frauen 1730. Nach Berufsklassen und Berufsgruppen gehörten 2271 zur Landwirtschaft, 1841 waren Industriearbeiter, 928 kaufmännische Angestellte, 525 Dienstboten, 367 Hotelangestellte, 187 Lehrer oder Erzieherinnen und 1010 hatten einen andern oder keinen Beruf. Auf die wichtigsten Kantone entfielen von den 7129 schweizerischen Auswanderern des Jahres 1921: Zürich 1602, Bern 1217, Luzern 218, Schwyz 185, Solothurn 180, Baselstadt 270, Baselland 107, Schaffhausen 120, St. Gallen 742, Graubünden 172, Aargau 282, Thurgau 216, Tessin 667, Waadt 232, Wallis 123, Neuenburg 168, Genf 282.

Aus diesen Ziffern geht hervor, daß die Kantone mit besonders rückständigen oder traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen, wie Schwyz, Tessin und St. Gallen, einen verhältnismäßig viel größeren Anteil an der Gesamtauswanderung haben als die Kantone mit hochentwickelter Industrie, wie Zürich, Bern und Basel. Diese mehr agrarischen Kantone — abgesehen vom Kanton St. Gallen mit seiner nahezu gänzlich ruinierten Stickereiindustrie — dürften auch das Gros der bäuerlichen Auswanderung geliefert haben. Daß auch im Krisenjahr 1921 die bäuerlichen Auswanderer noch bedeutend zahlreicher waren als die eigentlichen Industriearbeiter, ist recht interessant. Im großen und ganzen erhellt aber aus den obigen Zahlen, daß die schweizerische Auswanderung auch in der Nachkriegszeit einen sehr bescheidenen Umfang hatte, ein Bedürfnis innert der Bevölkerung also nicht den Anlaß zu jener „großzügigen" Auswanderungspolitik gegeben hat, als deren Verfechter sich die Herren Schultheß und Laur so hervortun und für deren Forcierung man bekanntlich von Amts wegen die Schweizerische Gesellschaft für Innenkolonisation betraut hat.

Vergleichsweise seien hier auch die Auswandererzahlen früherer Jahre angeführt. Die Gesamtzahl der schweizerischen Auswanderer betrug: 1911: 5512, 1912: 5871, 1913: 6191, 1914: 3869, 1915: 1976, 1916: 1464, 1917: 656, 1918: 304, 1919: 3063, 1920: 9276, 1921: 7129. Die Auswandererquote der beiden Jahre 1920 und 1921 hat demnach die Ziffer der Vorkriegsjahre nicht allzu stark überschritten. Wenn man in Betracht zieht, daß während der Kriegsjahre selbst und unmittelbar nachher die Auswanderung aus begreiflichen

Gründen fast völlig stockte, so will die Zunahme der Jahre 1920 und 1921 gegenüber den Jahren 1911 bis 1913 nichts besagen.

Bevor ich nun auf die Verhältnisse in den einzelnen südamerikanischen Emigrantenländern eingehe, wobei ich von Brasilien absehe, über das ja in der Juli-Nummer der „Roten Revue" ein besonderer Artikel von H. Klausener erschienen ist, seien einige allgemeine Bemerkungen, die für sämtliche dieser Länder Gültigkeit haben, vorausgeschickt. Ich stütze mich dabei auf die authentischen Erklärungen gutbürgerlicher Leute, die Südamerika aus eigener Anschauung genau kennen und sich verpflichtet gefühlt haben, ihre Landsleute vor der Uebersiedlung zu warnen. Von diesen Leuten wird gegen die Auswanderung einmal geltend gemacht, daß nicht nur Europa, sondern auch der ganze südamerikanische Kontinent seit Beendigung des Weltkrieges in eine schwere Krise geraten sei, die noch lange nicht als beendet betrachtet werden könne. Der europäische Auswanderer, der nach Südamerika geht, um der europäischen Krise zu entfliehen, käme also vom Regen in die Traufe. Zweitens ist in Betracht zu ziehen, daß in sämtlichen südamerikanischen Staaten die Lebensmittelpreise im Verhältnis zu den Löhnen weit höher sind als in Europa. Drittens fehlt es in allen diesen Ländern an einer sozialen Gesetzgebung zum Schutz der wirtschaftlich Schwachen. Viertens ist der Konkurrenzkampf zwischen den einzelnen in Südamerika ebenso wie in Nordamerika noch weit rücksichts- und erbarmungsloser als bei uns. Dabei ist zu bedenken, daß die Justiz in den südamerikanischen Staaten kaum auf einem wesentlich höheren Niveau steht als etwa in dem deswegen berüchtigten Sizilien. Der Arme und Besitzlose findet sein Recht in den südamerikanischen Staaten in den allermeisten Fällen überhaupt nie, in anderen wenigen Fällen nur sehr schwer. Fünftens: Da der Absatz nach Europa stockt, ist die Arbeitslosigkeit fast allenthalben noch im Steigen begriffen. Für industrielle Arbeiter ist überhaupt kein Platz, diese könnten auf der Straße krepieren, niemand würde sich ihrer ernstlich annehmen. Zudem haßt der südamerikanische Proletarier, hinter dem gewöhnlich keine Organisation steht, die zuwandernden europäischen Arbeiter als Lohndrücker und Konkurrenten, wirft ihnen vor, sie wollten ihm noch sein bißchen Brot wegnehmen.

Für gelernte Arbeiter aus den handwerksmäßigen Berufen ist nur in sehr beschränktem Umfang Platz. In einigermaßen größerer Zahl kämen sie nirgends unter. Aber auch für landwirtschaftliche Arbeiter und Ansiedler aus Europa sind die Aussichten in Südamerika nichts weniger als verlockend. Die Gründe dafür sind: Brauchbares und einigermaßen gut gelegenes Staatsland ist kaum noch vorhanden. Wo irgend etwas aus dem Boden herauszuholen ist, haben sich längst private, meist sehr einflußreiche Kreise in den Hauptstädten das Eigentumsrecht oder staatliche Konzessionen gesichert. Der europäische Arbeiter oder Ansiedler ist für diese Schakale nur Ausbeutungsobjekt, er wird von ihnen ohne Erbarmen ausgepreßt und überlistet. Soziale oder sonstige Rücksichten haben ja in der ganzen kapitalistischen Welt keinen hohen Kurs, aber am allerwenigsten gelten

sie in Südamerika, namentlich auf dem „Kamp", dem Lande. Dort fehlen zudem alle Einrichtungen und Bequemlichkeiten, die der ärmste und anspruchsloseste europäische Arbeiter sowohl in der Stadt als auf dem Lande als etwas Selbstverständliches betrachtet. Was noch an wirtschaftlich benutzbarem Boden zu haben ist, das liegt abseits von den Eisenbahnen und Landwegen. Da gibt es auf riesige, für uns kaum vorstellbare Entfernungen keine Schulen und Kirchen, keine Aerzte und keine Apotheken, keine Kraft- und Lichtquellen, keinerlei Gelegenheit, sich der Unterhaltung oder Zerstreuung zu widmen, von Bildungsmöglichkeiten schon gar nicht zu reden. Außerdem fehlt sehr häufig jede Sicherheitspolizei und jede Gerichtsinstanz, die dem ehrlichen Menschen eine gewisse Garantie gegen räuberisches und verbrecherisches Gesindel verleihen. Der mittellos nach Südamerika kommende Auswanderer muß, wenn ihm das Glück nicht gerade besonders hold ist, auf den untersten Stufen anfangen, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, sofern er überhaupt nur einen Unterschlupf findet. Wenn er in den Urwald geht, so erwartet ihn im besten Falle ein mühseliges und einsames Dasein unter den härtesten Bedingungen für lange Jahre. Außerdem muß jeder erst die Landessprache: Spanisch oder Portugiesisch, lernen; ohne deren Kenntnis bleibt er den Eingeborenen gegenüber dauernd stark im Nachteil.

Ein hoher bürgerlicher Beamter deutscher Herkunft, der lange Jahre in Südamerika weilt, bemerkt sehr treffend: „Wer viel Geld zur Verfügung hat, dazu anstellig und gerieben ist, kann wie überall in der Welt auch in Südamerika vorwärtskommen und dort sogar zu großem Reichtum gelangen. Wer aber ohne ein für einige Jahre ausreichendes Kapital und mit dem Anspruch auf einen Arbeitstag, wie er ihn in Europa gewohnt ist, nach Südamerika kommt, der wird eine schwere Enttäuschung erleben. Die Regel wird immer sein, daß derjenige Kapitalslose, der so arbeiten will, wie es in Südamerika unvermeidlich ist, in Europa schneller vorwärtskommt und gesicherter dasteht bezüglich der sozialen Einrichtungen und seiner ganzen Existenz. Gewiß sind die südamerikanischen Republiken zukunftsreich und freiheitlich gesinnt. Sie bergen noch große Schätze, die starke kapitalkräftige Unternehmungslust und Arbeit heben können. Das Paradies, das manche Europäer in ihnen sehen, sind sie nicht."

Ein anderer bürgerlicher Kenner Südamerikas, Dr. Karl Sapper, Professor für Geographie an der Universität Würzburg, führt aus: „Nur der, dem die Not des Lebens in der Heimat das fernere Verbleiben unmöglich macht, möge sich entschließen, dieselbe zu verlassen, und wenn schon geschieden sein muß, so ist es im allgemeinen immer noch für die meisten vorzuziehen, in Länder zu gehen, in denen Klima und Arbeitsbedingungen den heimatlichen ähnlich sind, also in Länder der gemäßigten Zone ... Es ist nicht zu verkennen, daß der Aufenthalt in den Tropen und tropennahen Gegenden großenteils auch weit höhere Gefahren birgt als der in Ländern mit gemäßigter Zone, und daß ebenso die körperliche Widerstandskraft gegenüber den erschlaffenden Wirkungen des warmen gleichmäßigen Klimas wie die geistige Wider-

standskraft gegenüber den Einflüssen sehr eigenartiger, oft verwirrender sozialer Verhältnisse inmitten einer Umgebung farbiger Menschen besonders stark sein müssen, um auf die Dauer gesund und leistungsfähig bleiben zu können ... Der wesentliche Unterschied des Tropenklimas gegenüber unserem Klima besteht darin, daß bei uns hohe Temperaturen von 33 bis 34 Grad Celsius nur vereinzelt und nur im Hochsommer auftreten, während sie in den Tropen etwas ganz Gewöhnliches darstellen und in den meisten Gegenden in allen Monaten gelegentlich vorkommen ... Die ständig hohe Wärme verringert allmählich die Arbeitslust ganz wesentlich, und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß schon bei uns zur Zeit der Hundstage der Arbeitseifer oft erlahmt, so werden wir lernen, den an sich berechtigten Vorwurf der Faulheit, den man den Tropenbewohnern vielfach macht, mit weniger moralischer Entrüstung und pharisäerhaftem Selbstlob auszusprechen, als wir es bisher getan haben; denn auch uns droht eine allmähliche Ermattung der Tatkraft, wenn wir jahrein so hohe und noch höhere Temperaturen zu ertragen haben, wie sie bei uns während des kurzen Hochsommers herrschen. Die geschilderten Wärmeverhältnisse sind schuld daran, daß die meisten Mitteleuropäer im tropischen Tiefland nur begrenzte Zeit, meist nur wenige Jahre, ihre Tatkraft bewahren können und dann von Zeit zu Zeit Auffrischung ihrer Kräfte in den kühleren Gebirgsregionen oder in der alten Heimat suchen müssen."

Der gleiche Autor sagt über die Bodenbeschaffenheit: „Die Mannigfaltigkeit der Bodenarten ist in den Tropen und Subtropen so groß wie bei uns, die Fruchtbarkeit im allgemeinen nicht größer als bei uns. Der Neuling pflegt allerdings im Anblick der wunderbar üppigen Pflanzenwelt regenfeuchter Urwälder leicht Schlüsse auf „unerschöpfliche" Fruchtbarkeit der betreffenden Böden zu ziehen; aber die Erfahrung zeigt, daß die Urwaldböden zwar stets genügenden Wasservorrat für ein üppiges Pflanzenwachstum bieten, aber bei mehrfacher Bepflanzung und Aberntung von Kulturgewächsen ebenso einen Wiederersatz der entzogenen Nährsalze verlangen wie unsere Böden, und daß sie bald völlig verarmen, wenn ihnen keinerlei Düngung zugeführt wird ... Der Humusgehalt tropischer Böden ist meist geringer als der unserer Bodenarten, wenngleich stellenweise (auf wenig geneigten Urwaldflächen und in tropischen Gebieten Indiens: „Regur") auch reichliche Humusansammlungen festzustellen sind ...

„Während die Pflanzenwelt der warmen Länder durch ihre reiche Entwicklung vom ersten Augenblick an sich aufs stärkste zur Geltung bringt, tritt die Tierwelt sehr zurück. Das gilt besonders vom regenfeuchten Tropenwald mit seiner überreichen pflanzlichen Raumerfüllung, die dem menschlichen Auge nur ein ganz enges Gesichtsfeld und darum auch nur wenig Wahrscheinlichkeit zum Erspähen von Tieren bietet. Diese Wahrscheinlichkeit wird noch weiter verringert durch die häufige Schutzfärbung der Tiere ... Nur in wenigen Waldgebieten ist größeres Wild häufig zu treffen, so Wildschweinherden oder einzelne Tapire

im tropischen Amerika, Elefanten und Nashörner in Afrika oder Asien. In den offenen Landschaften, vor allem auf den Savannen und Steppen, tritt das Tierleben viel mehr hervor als im geschlossenen Wald: denn das Auge vermag hier viel größere Strecken zu überblicken, und zudem ist die Hauptmasse der Tiere wieder auf den festen Erdboden beschränkt ... Die beständige Wärme und der Mangel eines Winters läßt es nicht zu bedeutsamen Einrichtungen erhöhten Wärmeschutzes (Flaumfedern, dichte Felle) kommen, es sei denn stellenweise im Hochgebirge der südamerikanischen Anden; immerhin tragen aber auch manche Urwaldbewohner wie Affen, Halbaffen, Baummarder, Eichhörnchen schönes, wohleingefettetes Pelzwerk als Schutz gegen Abkühlung durch Regen. Aber die Zahl ist doch verhältnismäßig gering, weshalb das Erträgnis der Jagd in den Tropen von weit geringerem Wert ist als in den kalten Ländern. In den warmen Meeren ist der Artenreichtum größer, aber der Individuenreichtum sehr viel kleiner als in den kalten Meeren mit ihrem größeren Reichtum an Sauerstoff und vegetabilischem Plankton. Infolgedessen ist die Seefischerei in den warmen Meeren zwar für die Eingeborenen und Anwohner von großer Bedeutung für die Ernährung, aber doch nicht besonders ergiebig ... Wie die Seefischerei in den Tropen nur eine Rolle für die Ernährung der Anwohner spielt, für die Ausfuhr aber nur wenig bietet (Perlen, Perlmutter, Trepang, Haifischflossen, Schildpatt usw.), so ist es auch mit der Süßwasserfischerei und der Jagd... Wer aus Europa in warme Länder einwandert, wird gut tun, seine Erwartungen auf Ergiebigkeit der Jagd sehr niedrig einzuschätzen, aber andererseits wird er vielfach seitens der Tierwelt bedeutende Unannehmlichkeiten und Hemmungen zu erwarten haben. Stechmücken, Sandflöhe und allerhand sonstiges Ungeziefer machen einem das Leben in den warmen Ländern oft sauer und manche kleine tierische Wesen verursachen als Krankheitsübertrager vielfachen Schaden. In vielen Gegenden bilden Schlangen, Skorpione, Raubtiere u. dgl. eine unmittelbare Lebensgefahr, so daß man stets mehr oder weniger auf der Hut sein muß, obgleich oft lange Zeiträume verstreichen können, ehe einem die Gefahr in solcher Gestalt gegenübertritt ...

„Wer sich den Tropen zuzuwenden gedenkt, prüfe sich selbst neben der ärztlichen Untersuchung über seine körperliche Tropentüchtigkeit auch auf die geistige Tropentüchtigkeit: je heißer, je tiefer gelegen der künftige tropische Wohnort ist, je größer die Malariagefahr ist, desto notwendiger ist der Besitz einer starken Energie, ruhiger Nerven und klaren Verstandes. Die langanhaltende Hitze droht Leuten mit geringer Willensstärke baldiges Erlahmen ihrer Tatkraft zu bringen, häufige Sumpffiebererkrankungen und vielfacher Aerger regen bei manchen Leuten allmählich die Nerven so auf, daß sie ruhiger Ueberlegung nicht mehr fähig sind, von Größenwahn befallen werden und ihre Umgebung, besonders aber die farbigen Eingeborenen, oft schlecht behandeln (Tropenkoller) ... Wichtig ist

auch für den Tropeneinwanderer, daß er sich klar ist über seine wirtschaftlichen Absichten und Aussichten, daß er kühl rechne und sich immer vor Augen halte, daß die zur Verfügung stehende Zeit ergiebiger Arbeit für den Weißen in den Tropen wesentlich kürzer zu sein pflegt als in unserer gemäßigten Zone, daß also in den Tropen schon frühzeitig mit dem Zurücklegen eines Sparpfennigs für das spätere Alter zu beginnen ist."

Bekanntlich werden von der Schweizerischen Gesellschaft für Innenkolonisation, die vom Bundesrat offiziell mit der systematischen Organisierung der Massenauswanderung betraut worden ist, seit langem Anstrengungen gemacht, um in überseeischen Ländern eigentliche Kolonien für schweizerische Auswanderer zu gründen. Daß dieser Versuch zum Scheitern verurteilt ist, zu nichts anderem führen kann als zur Geldverschleuderung und zum Hereinfall der Kolonisten als den Objekten dieser Art staatlicher „Fürsorgemaßnahmen", hat niemand anders mit solchem Nachdruck betont als das Schweizerische Auswanderungsamt in seinem Geschäftsbericht pro 1921.

Nach meinem Dafürhalten gilt dasselbe, was hier von rein staatlichen Kolonisationsprojekten gesagt ist, auch von Gesellschaften, die offiziell nicht dem Staate unterstellt sind, von diesem aber doch auf jede Art animiert und gefördert werden. Die Uebertragung dieser Aufgaben an eine scheinbar unabhängige Gesellschaft, die jedoch von den Organen des Staates alle Protektion genießt, läuft lediglich darauf hinaus, den Staat nach außen von jeder Verantwortung zu entlasten für dasjenige, was man offen und ehrlich nicht zu vertreten wagt und wozu übrigens auch alle gesetzlichen Grundlagen fehlen, einen Strohmann anzustellen, der den Massenabschub der Arbeitslosen unter seiner Firmatafel übernimmt. Damit, daß die Staatsorgane diesen bequemen Ausweg wählen, haben sie eigentlich bereits das Verdammungsurteil über die von den Herren Schultheß & Kompagnie neuerdings so sehr in den Vordergrund gerückte Auswanderungspolitik gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)